

Kopf dick bandagiert, durch mehrere Schläuche mit Flaschen verbunden, die an einem dreibeinigen Gestell hingen. Ihr Gesicht, das, wie ich feststellte, zum Glück unverletzt geblieben war – ich hatte große Angst gehabt, daß sie entstellt sein könnte –, sah unverändert aus: blaß, streng, die Lippen zu einer festen Linie zusammengepreßt, die Stirn leicht gerunzelt, als ließen die Gedanken sie nicht einmal im Zustand tiefer Bewußtlosigkeit los. Ihre Stirn unterhalb des Verbandes wirkte sehr hoch, und dann fiel mir ein, daß man ihr natürlich vor der Operation den Kopf rasiert haben mußte. Arme Mutter – nicht, daß sie besonders großen Wert auf ihr Äußeres legte, aber sie hatte hübsches Haar gehabt, ein helles schottisches Strohblond, in dem sich auch jetzt noch keine Spur von Grau zeigte; und Mutter war immerhin Anfang Fünfzig. Sie hatte immer große Würde ausgestrahlt, doch die schien, so traurig das war, mit ihrem Haar dahin zu sein. Nun ja, da lag sie also – abweisend, streng, ein helmtragender Kreuzfahrer auf seinem Sarg, das Gesicht wie aus grauem Marmor gemeißelt. Mich überkam plötzlich das Verlangen, niederzuknien, das Gesicht auf die Bettkante zu pressen und zu rufen: »Mutter! Mutter, sag etwas zu mir! Sag mir, daß du mich liebst! Sag mir, daß du wieder gesund wirst!«

Doch ich beugte mich nur über sie und küßte sie auf die Wange.

Oberschwester Crouch machte ein Gesicht, als finde sie mein Verhalten zwar unvernünftig, aber menschlich verständlich.

»Jetzt gehen Sie wohl am besten nach Hause und schlafen ein paar Stunden«, sagte sie.

Wo ist zu Hause? dachte ich wieder.

»Ich würde Sie ja von einem Wagen des Krankenhauses heimbringen lassen«, fuhr die Schwester fort, »aber zum Haus Ihrer Mutter sind es höchstens zehn Minuten, und ein kleiner Spaziergang wird Ihnen guttun. Dann können Sie bestimmt besser schlafen.«

»Ich – ich habe keinen Schlüssel zu Mutters Haus«, sagte ich verwirrt, aber Oberschwester Crouch meinte beruhigend: »Wir haben ihre Handtasche hier, da ist der Schlüssel bestimmt drin. Wenn Sie morgen früh wiederkommen, bringen Sie bitte einen kleinen Koffer mit – für ihre Kleider. Ich schreibe Ihnen auch noch ein paar andere Sachen auf, die sie brauchen wird. Selbstverständlich rufen wir Sie sofort an, wenn eine Veränderung eintritt und wir denken, daß Sie hier sein sollten. Die Nummer haben wir. Wie gut, daß Sie ganz in der Nähe sind. Und Sie können uns selbstverständlich auch jederzeit anrufen.«

Sehr freundlich, diese Oberschwester Crouch; sie wollte wirklich ihr Bestes für mich tun.

Sie reichte mir eine schlichte schwarze Diplomatenmappe, in der natürlich mustergültige Ordnung herrschte; außer den Schlüsseln enthielt sie unter anderem Mutters Terminkalender, Führerschein und mehrere Karteikarten, die mit ihrem Beruf zu tun hatten.

Mutter wohnte am Rand des riesigen Schulkomplexes, der zufällig an den Park des Krankenhauses grenzte, im Haus der Direktorin. Nicht unbedingt ideal für die Patienten, die sicherlich unter dem Lärm litten, den ein paar hundert Kinder auf Schulhof, Spiel-

und Sportplätzen machten, aber Industriestädte des 19. Jahrhunderts mußten sich eben da ausdehnen, wo Platz war.

Ich kam durch eine solide viktorianische Vorstadt mit breiten Straßen und den mit gotischen Türmchen bestückten Villen der Fabrikbesitzer. Die Gärten prunkten mit Zedern, Araukarien und Rhododendren. Irgendwie war mir nicht ganz wohl dabei, daß ich mich um drei Uhr morgens wie ein Einbrecher in Mutters Haus schleichen mußte; ich war bisher nur einmal dagewesen, vor sechs Monaten etwa. Freunde vom Repertoiretheater in Birmingham hatten mich hergefahren. Mutter war auch erst seit einem knappen Jahr hier.

Das Haus war wie die anderen Schulgebäude nach dem Zweiten Weltkrieg erbaut worden, ein kleiner, schmuckloser Würfel, nicht viel besser als ein größeres Reihenhaus, aber wenigstens praktisch.

In der engen Diele lagen mehrere Briefe auf der Türmatte. Berufliche Post, hauptsächlich, wie ich feststellte, als ich sie aufhob und auf ein Beistelltischchen legte. Wohnzimmer rechts, dahinter ein Eßzimmer, das Mutter als Arbeitszimmer benutzte, und die Küche direkt geradeaus. Das Haus war völlig geruchlos, ordentlich und makellos sauber. Ich ging in die Küche, nahm mir ein Glas Milch, überlegte, ob ich mir ein Käsebrot machen sollte, ließ es dann aber sein und stieg, nachdem ich das Licht ausgeknipst hatte, in den ersten Stock hinauf.

Der Grundriß der oberen Räume entsprach dem der unteren: Mutters Zimmer über dem Wohnzimmer, Gästezimmer über dem Arbeitsraum, Bad über der Küche. Ich stellte Mutters Tasche in ihrem Schlafzimmer ab, das wie alle anderen Räume asketisch kahl und ordentlich war, mit Möbeln ausgestattet, die in Mutters Jugend modern gewesen sein mochten: helle Schwedenhölzer, geschwungene Formen, Teppiche und Vorhänge blaßbraun und grau. Keine Nippes, keine Souvenirs, keine Schätze, keine sinnlosen Kleinigkeiten. Auch keine Fotografien. Nichts, das verriet, daß die Frau, die hier lebte, Mann und Kinder gehabt hatte. Entmutigt stellte ich die Tasche auf das ordentlich gemachte Bett, suchte den Wäscheschrank, holte Bettwäsche heraus und machte mir das Bett im Gästezimmer zurecht. Es wäre praktischer gewesen, in Mutters Zimmer zu schlafen, wo ein Telefon stand, doch der Gedanke widerstrebte mir.

Das Haus war so still und verlassen, daß es mir fast nicht möglich war, einzuschlafen. Ich schien auf der ganzen weiten Welt der einzige Mensch zu sein. Nachtgeräusche der Stadt hielten mich wach, aber sie waren irgendwie unwirklich, mechanisch: Züge, die verschoben wurden, Fabriken, die stampften und wimmerten; sie halfen mir nicht über meine Verlassenheit hinweg.

Ungefähr zehn vor sechs fiel ich endlich in einen schweren Schlaf, wurde aber – wie mir schien – vom Klingeln des Telefons fast sofort wieder herausgerissen. Erschrocken, völlig durcheinander stolperte ich in Mutters Zimmer, griff nach dem Telefonhörer und erwartete, Oberschwester Crouch sagen zu hören: »Kommen Sie sofort!« Aber die Stimme, die sich dann meldete, kannte ich nicht.

»Hier spricht Gina Signorelli«, verkündete sie sofort. »Ich habe eben im Krankenhaus angerufen, und man hat mir gesagt, der Zustand Ihrer Mutter sei unverändert.«

»Was – wer ...«

»Sie sind doch Miss Meiklejohn, nicht wahr? Im Krankenhaus hat man mir gesagt, daß Sie im Haus Ihrer Mutter sind.«

»Ja – ja, das stimmt. Tut mir leid, ich bin gerade erst aufgewacht.« Ich warf einen Blick auf meine Uhr. Es war halb acht. »Würden Sie mir bitte noch einmal sagen, wer Sie sind?«

»Gina Signorelli. Ich würde gern in einer halben Stunde rüberkommen und Mrs. Meiklejohns Post abholen – wenn Sie nichts dagegen haben. Es sind bestimmt eine Menge Briefe zu beantworten. Geht das in Ordnung?«

»Aber ja, selbstverständlich«, sagte ich, da ich mich von meinem bisher einzigen Besuch her vage daran erinnerte, daß Gina Signorelli Mutters Sekretärin und persönliche Assistentin war.

»Soll ich Ihnen irgendwas mitbringen?« fragte sie, und es klang nicht mehr so schroff und abgehakt, sondern menschlicher und freundlich. »Eier? Speck? Bis zu den Läden ist es weit. Oder sind Sie Vegetarierin wie Ihre Mutter?«

»Nein, das bin ich nicht, aber machen Sie sich bitte keine Mühe. Ich besorge mir später, was ich brauche.«

»Sind Sie sicher? Na denn, auf Wiedersehen.« Sie legte unvermittelt auf.

Nach meinem kurzen, gewaltsam unterbrochenen Schlaf noch immer wie benommen, trat ich fröstelnd ans Fenster und schaute hinaus. Hier, in der nördlicheren Hälfte Englands, hatte der Winter die Landschaft noch fest in der Hand; eisiger, grauer Nebel hüllte die Stadt fast ganz ein, aber der Pulsschlag der Industrie wurde allmählich schneller und lauter: Busse und Züge rumpelten über Kopfsteinpflaster und Gleise, Fabriksirenen kreischten, der Verkehr stockte, wurde zum Chaos. Ich badete – kalt, weil ich nachts den Heizungsschalter nicht gefunden hatte –, aber ich wurde wenigstens richtig wach. Dann zog ich mich an und brühte mir eben eine Kanne Kaffee auf, als Miss Signorelli erschien und sich durch ein langes Klingeln an der Haustür bemerkbar machte.

»Ich habe beschlossen, nicht auf Sie zu hören«, sagte sie und stellte einen Karton mit Lebensmitteln auf den Küchentisch. »Wahrscheinlich sind Sie wie Ihre Mutter, wollen niemandem zur Last fallen. Aber in diesem Haus finden Sie nur Kaninchenfutter, und Sie müssen richtig essen, um bei Kräften zu bleiben. Käse und Obst mögen für Ihre Mutter gut sein – und der Himmel allein weiß, wie sie bei dieser Kost so viel leisten kann –, aber ich bin sicher, daß es für Sie nicht taugt. Es wird wahrscheinlich ein langer Tag für Sie werden.«

Sie sah mich streng an. Sie war klein, energisch, ungefähr so alt wie Mutter, hatte lebhaftes Farben, zupackende schwarze Augen und schwarz gefärbte Locken. Ich erinnerte mich jetzt an sie. Sie hatte in Bath, wo Mutter als für die Wohngebäude des Internats zuständige Lehrerin tätig gewesen war, Stenografie und Wirtschaftslehre unterrichtet. Von Miss Signorellis einschüchternder Tüchtigkeit tief beeindruckt und von ihrer robusten, stets gutgelaunten Art angetan, hatte ihr Mutter, nachdem sie die Leitung der hiesigen Schule übernommen hatte, geschrieben und sie gefragt, ob sie Lust hätte, Schulsekretärin zu werden. Gina hatte akzeptiert und war mit ihrem invaliden

Vater nach Market Broughton gezogen. In Mutters doch recht beziehungslosem nomadischem Leben war Gina Signorelli, wie ich so halb und halb vermutete, ein schwaches Bindeglied zu einem früheren Lebensabschnitt, eine ihrer wenigen Beinahe-Freundinnen und ihre Vertraute – aber nur soweit Mutter sich selbst eine Vertraute gestattete. Sie nannten sich sogar beim Vornamen, wie mir jetzt einfiel.

Miss Signorelli schien entschlossen, freundlich zu mir zu sein, und da sie sich im Haus offenbar gut auskannte, konnte ich sie fragen, wo verschiedene Dinge waren, die ich bisher nicht gefunden hatte.

Während ich uns Kaffee einschenkte, ging sie in Mutters Arbeitszimmer und holte sich einen Riesenberg Arbeit.

»Solange Ihre Mutter nicht da ist, werde ich dreimal soviel zu tun haben wie gewöhnlich«, sagte sie. »Rufen Sie mich in der Schule an, wenn Sie etwas wissen wollen oder brauchen. Ich bin bestimmt von früh bis abends da. Und versuchen Sie, sich ihretwegen keine allzu großen Sorgen zu machen«, setzte sie wenig überzeugend hinzu. »Ich bin sicher, sie kämpft wie eine Löwin.«

Ich merkte jedoch, daß sie selbst traurig und besorgt war.

»Können Sie mir genau erzählen, was passiert ist?« fragte ich. »Im Krankenhaus habe ich keine Einzelheiten erfahren.«

»Es war das neue Dach der Turnhalle.« Miss Signorelli verstummte für einen Moment und preßte die Lippen zusammen. Dann stieß sie heftig hervor: »Ihre Mutter hat ihnen gesagt und immer wieder gesagt, daß der Bauplan nichts taugte. Aber der Schulvorstand gab natürlich der Firma den Auftrag, die den niedrigsten Kostenvoranschlag eingereicht hatte. Trau, schau, wem! Diese Geizhalse! Ihre Mutter hat gestern nachmittag bei den Hallensportwettkämpfen zugesehen, die wir am Ende eines Semesters regelmäßig veranstalten, und plötzlich begann es im Dach fürchterlich zu krachen, und es sackte in der Mitte durch. Ich selbst war nicht da, aber die Sportlehrerin Emily Johns, mit der ich befreundet bin, hat mir erzählt, was passiert ist. Es waren ungefähr sechzig Menschen in der Halle, hauptsächlich Kinder und ein paar Eltern – und vier Ausgänge. Emily und Ihre Mutter riefen ihnen zu, ganz ruhig zu bleiben und ordentlich zu den Ausgängen zu gehen, aber das Dach stürzte ein, bevor sie alle draußen waren, und natürlich war Ihre Mutter bis zuletzt geblieben. Ich nehme an, ihr steht irgendeine Tapferkeitsmedaille zu. Die Royal Human Society Medal oder irgendwas Ähnliches. Verdammte knickerige Pfennigfuchser! Einer der Betonträger ist in der Mitte durchgebrochen, und ein Teil hat Ihre Mutter am Kopf getroffen. Die Ambulanz war nach zehn Minuten da, die Leute sind wirklich Klasse, und eine halbe Stunde später lag Ihre Mutter schon auf dem Operationstisch. Man hat alles getan, was man tun konnte, aber so etwas hätte einfach nie passieren dürfen. Sie war die einzige Schwerverletzte, sonst gab es nur ein paar Platzwunden und blaue Flecke.«

Sie unterbrach sich und blinzelte mich wütend an, doch ihre Lippen zitterten. »Aber ich will Sie mit dem ganzen Drum und Dran nicht belasten. Sie haben es auch so schon schwer genug, ohne daß Sie darüber nachgrübeln, ob dieses Unglück vermeidbar gewesen wäre. Oh, wenn Sie ins Krankenhaus gehen – und wahrscheinlich wird das ziemlich bald sein –, nehmen Sie doch bitte die Sozialversicherungskarte Ihrer Mutter

mit. Sie brauchen die Versicherungsnummer für ihren Papierkram, weil Ihre Mutter in einem Privatzimmer liegt. Sie finden die Karte in ihrem Schreibtisch, in dem Fach ganz außen rechts. Es steht *Persönlich* drauf. Geht das in Ordnung?«

»Aber ja, selbstverständlich.«

»Frühstücken Sie ordentlich, bevor Sie gehen«, sagte sie mürrisch und fügte hinzu: »Hoffentlich bekommen Sie jetzt schon etwas Ermutigenderes zu hören.« Sie klemmte ihre Papiere unter den Arm und marschierte ab.

Zwar hatte ich überhaupt keinen Hunger, aber Miss Signorelli hatte recht gehabt: Vor mir lag ein langer Tag. Ich machte mir Rühreier und aß sie hastig. Ebenso hastig spülte ich das Geschirr, von dem geradezu neurotischen Verlangen getrieben, die Küche so fleckenlos sauber zurückzulassen, als könnte Mutter jeden Moment hereinkommen.

Als ich fertig war, las ich die Liste durch, die Schwester Crouch mir gegeben hatte – Nachtwäsche, Taschentücher, Talkumpuder, Eau de Cologne, Hausschuhe, Morgenrock, Bettjäckchen –, wobei ich allerdings fürchtete, daß Mutter das meiste noch länger nicht brauchen würde. Dann erinnerte ich mich an die Sozialversicherungskarte, die Miss Signorelli erwähnt hatte. Mit dem kleinen Wochenendkoffer in der Hand betrat ich Mutters schattiges, ungeheiztes Arbeitszimmer und öffnete den Schreibtisch mit Rolladenaufsatz.

Auch hier die für meine Mutter charakteristische Ordnung – exakt gestapeltes Schreibpapier, Tablett voller Füller, Kugelschreiber, Bleistifte, kleine Fächer, sauber etikettiert: *Konten, Steuern, Bank, Haus, unbezahlte Rechnungen, Sozialversicherung, Schule*. Und dann, ganz rechts, das Fach, das Gina Signorelli erwähnt hatte; mit *Persönlich* beschriftet. Ich zog ein Bündel Papiere heraus, das von einem Gummiband zusammengehalten wurde. Einen braunen Umschlag mit der Aufschrift: Geburts- und Heiratsurkunden; einen noch gültigen Paß, der häufig benutzt worden war, da Mutter oft an Konferenzen und Tagungen im Ausland teilnahm; ein paar Versicherungspolicen und ein Plastikordner mit einigen Fotografien.

Hier also bewahrte sie sie auf. Neugierig schlug ich den Ordner auf und legte das halbe Dutzend Schnappschüsse nebeneinander, die er enthielt: zwei oder drei von Vater und Dru, einen von mir. Ich war ungefähr sieben und hielt Othello auf dem Schoß. Vater hatte die Aufnahme gemacht, fiel mir ein. Ich glaube, Mutter besaß nicht einmal einen Fotoapparat, und für Schnappschüsse hatte sie bestimmt nichts übrig. Das Foto, auf dem ich sieben Jahre alt war, war – von Paßbildern und Klassenfotos abgesehen – meines Wissens das letzte, das von mir gemacht wurde.

Ich betrachtete die Bilder von Vater und Dru. Er hatte ein schmales, lächelndes Gesicht, einen buschigen Schnurrbart und so schwarzes Haar wie ich. Die Fotos waren nicht sehr deutlich und nicht besonders gut – sie vermittelten den Eindruck eines jungen, fröhlichen, ziemlich unbekümmerten Menschen; das war ungefähr alles. Auf einem Foto beugte er sich lachend zurück; auf einem zweiten hielt er einen Tennisschläger in der Hand und blinzelte in die Sonne; das dritte zeigte ihn in der Badehose mit einem Handtuch um den Hals. Er sah jung, glücklich und sorglos aus – vielleicht nicht unbedingt wie eine starke Persönlichkeit, aber gewiß auch kein Mann, dessen Bild man ansah und sagte: »Er wird mit einundvierzig Jahren sterben.«